

Wie die Engelein den Rebhalde-Peter besuchten

Autor(en): **Wüthrich, Rudolf**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **57 (1953-1954)**

Heft 6

PDF erstellt am: **29.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-662185>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

denn meine Gedanken kreisten unablässig um das schöne kleine Fest, das wir zu zweit hätten feiern können mit einem Bäumchen, einem weissgedeckten Tisch und unsern kleinen Geschenken, die bereits im Koffer verpackt waren. Statt dessen sassen wir wie alle die heimatlosen Junggesellen am Heiligen Abend im Kino. Das war ja ganz falsch, es war grundverkehrt!

Hie und da klang Lachen auf. Ein gezeichneter Trickfilm war an der Reihe: ein Hund mit riesigen Schlappohren jagte einer buntscheckigen Katze nach, die schreckliche Grimassen schnitt. Ich aber konnte nichts anderes denken als: nun klingen bald die Weihnachtsglocken, der Schnee rieselt herab und in den Fenstern leuchten die Bäume auf. Ich schob meine Hand unter Martins Arm; er drückte sie an sich und blickte weiter auf die Leinwand. Er kannte eben nichts anderes, als dass man Weihnachten im Kino feiert, — machte ich mir Selbstvorwürfe. Ich war schuld daran, dass er noch nicht wusste, was es heisst, das Fest mit seiner Frau und im eigenen Heim zu feiern . . .

Der Hauptfilm war ein unerfreuliches Gemisch von Sentimentalität und Sensation: irgendwer lief davon oder ging verloren, fand sich dann aber nach vielen Komplikationen schliesslich wieder zurück. Man sah Kerzen brennen und hörte Glocken läuten, und dazu sangen vielstimmige Engelchöre in den höchsten Tönen. Ich war froh, als es endlich fertig war, und ganz erstaunt darüber, dass das ältliche Wesen vor uns in sein Taschentuch weinte.

Schweigend gingen wir heim. Unterwegs überlegte ich mir, wie ich diesem Abend doch noch einen würdigen Abschluss verleihen könnte.

Irgendwo mussten noch Kerzchen von Martins letztem Geburtstag sein; aber wo nur könnte ich einen Tannenzweig auftreiben?

Wir stiegen die Treppe hinauf und traten in die Wohnung. Die Tür unseres kleinen Wohnzimmers war nur angelehnt, und in den dunklen Korridor fiel ein rötlicher Lichtstreifen. Was bedeutet das? Hatte Frau Herzog vergessen, vor ihrem Abgang das Licht zu löschen? Ich sah nach.

«O Martin, komm!» konnte ich nur rufen; denn das ganze Zimmer war in sanftes Kerzenlicht getaucht. Mitten auf dem niedern Tisch stand ein Bäumchen und daran waren mit Blumendraht die Geburtstagskerzen befestigt und angezündet. Die Flammen flackerten, es roch süss nach Wachs und — ja, nach richtiger Weihnacht.

Wie Kinder standen wir Hand in Hand davor, und mein Herz war erfüllt von glühender Dankbarkeit gegen unsere alte, tyrannische, brummende Frau Herzog. Zum Glück entdeckten wir sie eine Minute darauf hinter der Küchentür, wo sie unsern Dank halb strahlend, halb verlegen über sich ergehen liess. Sie musste sich zu uns setzen und zuhören, wie Martin und ich zweistimmig alle Weihnachtslieder sangen, die wir kannten; sie musste zusehen, wie wir die Geschenke aus dem Koffer holten und sie uns gegenseitig überreichen, und sie selbst erhielt meinen schönsten seidnen Schal.

Wir bekamen dann unser Abendessen serviert und sassen unter dem Bäumchen, bis die letzte Kerze heruntergebrannt war. Der Heilige Abend hatte seine Weihe bekommen. Ich habe den Tag nie vergessen!

Adèle Baerlocher.



Wie die Engelein den Rebhalde-Peter besuchten



Heute war ein besonderer Tag bei uns im Spital. Schon am frühen Morgen gingen alle mit fröhlichen Gesichtern umher, und unsere Zimmerschwester Anna summte unaufhörlich: «O du fröhliche, o du selige . . .»; denn am Nachmittag wurde in unserem Krankenhause Weihnachten gefeiert. Neben mir, im grossen Männersaal, lag der 64-jährige Bauernknecht, ein Witzbold aus der Rebhalde zu Ried. Er war ein Mensch, der seit Jahren

in verhudelten Kleidern umherging, ein armseliger Schnapser, dem die erste und letzte Begierde ein Gläschen Brönz sei, so sagten es die Rieder.

Komisch, wie das Schicksal uns zusammengewürfelt hatte: ihn den alten Peter, und mich den jungen Hans, einen halben Knaben noch. Das Gemeinsame des Leidens verband uns heute, wurden wir zwei Schwerkranke doch derart heftig ans Bett gefesselt, dass wir die Kräfte nicht besassen, um

an der gemeinsamen Weihnachtsfeier im grossen Saal teilzunehmen. Wehmütig blickte ich durchs Fenster; draussen fegte der Wind grosse Schneeflocken in wildem Spiel über die nackte Erde. Während es früh im Zimmer dunkelte, begaben sich die Kranken zur Feierstunde. Wir zwei blieben allein zurück, beklommen und schweigsam. Gespannt horchten wir, was im Hause vor sich gehe und da, endlich tönte es leise wie aus einer fernen guten Zeit her: «Stille Nacht, heilige Nacht...»

Wortlos zündete ich eine Kerze an, um auch ein wenig von der geweihten Stunde einzufangen. Dabei sah ich jetzt in das glanzlose, weltverlorene Augenpaar meines Bettnachbars. So einsam hatte mir der Rebhaldenpeter in den Wochen, die er neben mir lag, noch nie geschienen, obwohl er bei jedem Besuchstag sein Klagelied angestossen hatte: «Zu mir chunnt niemer, ig bi numme dr Chnächt!»

Er tat jetzt einen tiefen Seufzer, legte sein Haupt mit nassen Augen in die Kissen und langsam schüttete er mir sein Herz aus. Er, der ewige Spassmacher, der alte Witzbold, der uns sein Innerstes bis auf den heutigen Tag verschwiegen hatte, zeigte seine wahre Seele. Noch höre ich in der Erinnerung seine matte Stimme, die mich wie ein nach Gerechtigkeit rufender Protest erschütterte: «Weisst Hans, seit einem halben Jahr liege ich im Spital, aber nie hat mir jemand ein Paket Tabak, ein Buch oder einen Kram gebracht; ich bin nur der Knecht, der Knecht, der ein Lump ist, weil er Schnaps trank, weil er das Spital nicht selber bezahlen kann, ein armer Knecht, von dem man glaubt, er habe kein Herz wie andere Leute. Ja, ja, Hans, all meine Jahre habe ich den Bauern vom Ried gedient, habe ihnen meine Kräfte geopfert. In der Rebhalde bin ich als armselig Kind aufgewachsen; früh verwaist blieb ich von Kindsbeinen an des Geflügelhofbauern Knecht. Dort habe ich auch gehofft und gespart, und die Rosi, die rotbackige Magd, hatte ihre Zukunftspläne mit den meinigen verflochten. Dann aber, als frohe Braut starb sie mir weg... viel zu früh... Gott sei es heute noch geklagt! Der Schmerz um die Dahingegangene trieb mich für einige Zeit aus dem Ried, weg vom Guggelhof. Herrgott, und wer will es mir verargen, wenn ich keine Hoffnung mehr in die Zukunft hatte und ich in meinem Alleinsein, in meiner Qual leicht und haltlos wurde? Kaum dass ich ein Jahr in der Fremde war, diente ich wieder den Bauern von Ried. Das haben sie wohl

alle vergessen. Lumpenhunde sind sie, ich kann es kaum anders sagen. Jetzt, wo ich elend bin, lassen sie mich im Stich wie Kinder den sauren Brei...! Und heute ist heiliger Abend. Sie feiern in vollen Scheunen; kein Herz kümmert sich um den alten Peter!»

Er weinte jetzt kindlich, während ich meinte: «Sei nicht so, Peter! Vielleicht hast du das Leben doch ein wenig zu leicht genommen, dass du so allein bist... und ich, ich kann doch auch nicht an die Weihnachtsfeier!»

«Das verstehst du nicht, du junger Schnaufer», brummte er aufbegehrerisch. «Schon der Pfarrer zu Ried sagte mir, als die Rosi starb: ‚Peter, du bist ein Schicksalsleidender; du wirst dem Unglück nie entgehen können!‘ Vielleicht hast recht, dachte ich damals im Weggehen und lachte ihm zu: ‚Uchrut chunnt nid um, Herr Pfarrer!‘ Ja so tat ich, als ob mir alles wurst wäre, und der gute Schwarzfrack ahnte kaum, dass auch in mir, einem Knecht, ein Herz im Leibe schlägt, das sich sehnt, verstanden zu werden. Von dieser Zeit weg fühlte ich mich ständig krank, und diese Krankheit suchte ich zu lindern, zu ersäufen mit Bier und Schnaps. Spass musste ich machen, um den Kopf hochzuhalten. Später noch glaubte ich einmal, als ich zehn Jahre dem Riedbauer gedient hatte, bei ihm ein Heim gefunden zu haben. Ich betrachtete die Kühe, Pferde, Sepps Bauernwesen, auch ein wenig als mein. Diese Flausen trieb mir der junge Sepp bald aus. Scher dich zum Teufel, du Nichtsnutz, du Tagedieb, las er mir die Leviten, als mir der Rheumatismus den Rücken steif machte. So sind alle Menschen lieblos gegen mich.»

Sehnsüchtig schaute er mich bei diesen Worten an, als ob er einen Trost von mir erwarte. Ich aber schwieg, weiss Gott, warum ich kein Wort des Trostes fand; vielleicht weil ich jetzt selber das Alleinsein und Ausgestossensein aus der Gesellschaft der Gesunden erdrückend fand, vielleicht, weil mir selber eine Anklage gegen Gott und Menschen zuvorderst auf der Zunge lag.

In meinem Herzen aber tat mir der Peter furchtbar leid; sein Schicksal wühlte in mir. Inzwischen verglomm meine Kerze, während abermals vom Feierraume her ein Lied leise zu uns drang: «O du fröhliche, o du selige...» Da, plötzlich trippelten Schritte näher, die Türe zu unserem Saale ging nach zaghaftem Anpochen auf, und siehe, wie aus dem Himmel gefallen trat eine Schar kleiner Engel, begleitet von musizierenden Hirten ein. Beim Bett des Rebhaldenpeters stellten sie sich

auf. Der Lehrer trat vor die Kinder, die in heiliger Einfachheit ein jedes eine brennende Kerze trugen, die ihre Kostüme zauberhaft erleuchteten. Und nun sprachen ein Dutzend frohe, helle Kinderstimmen: «Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und an den Menschen ein Wohlgefallen. Amen. Darauf tönte es engelrein durch unsere Zimmer: «Es ist ein Ros entsprungen . . . »

Als das Lied sanft verklang, huschte ein frohes Lächeln über Peters Gesicht. Und jetzt trat schüchtern das kleine Gritli vom Chaspersepp, ein herziges, pausbackiges Engelein zum Peter und sagte flüstern: «Extra wegen dir sind wir gekommen, Peter, und siehe, was wir dir Schönes bringen!» Dabei reckte es dem alten, graubärtigen Manne ein kleines Tannenbäumchen mit echten Wachskerzlein auf den Nachttisch, und nun kamen noch viele Engelkinder herzu und beschenkten ihn mit allerlei süßem Gebäck, mit Tabak und warmer Wäsche. Der Lehrer aber überreicht ihm ein Büchlein und der Rebhaldepeter kam aus dem Staunen nicht heraus. Und ehe er danke gesagt und es bemerkt, war das Schärlein Engelkinder wieder verschwunden. «Das ist zu viel für mich», seufzte der

Gerührte. In den Händen aber drehte er immer wieder das Geschenkbüchlein, auf dem ich erstaunt den Titel las: «Was ihr einem dieser Geringsten getan, das habt ihr mir getan . . . » Einen Monat später besuchte ich den Rebhaldepeter in einem Einzelzimmer. Ich wusste, es ging zu Ende mit ihm. Er seufzte schwer, und ich wollte ihm Mut machen zum Leben. Er aber winkte mir mit müder Hand ab und flüsterte: «Gell, Besuch habe ich doch noch einmal bekommen im Leben . . . und was für einen! War es nicht herrlich an Weihnachten? Dort haben mich wahrhaftig die Englein besucht, und jetzt rufen mich die Engel des Himmels zu sich, bei denen es immer Weihnachten ist! Wird das herrlich sein, Hans!» Da schauten wir uns noch einmal tief in die Augen, und er legte sein müdes Haupt gegen die Wand, um bald darauf zu sterben. Noch im Tode, sagte mir die Schwester, hielt er das Büchlein vom Lehrer, in dem er die letzten Tage viel buchstabiert hatte, in den Händen; das Büchlein, von dem ich nur den Titel sah: «Was ihr einem dieser Geringsten getan, das habt ihr mir getan.»

Rudolf Wüthrich.



Laßt uns Zeit haben für den Weihnachtsbaum



Von Mary Lavater-Sloman



Vor kurzem hat eine sehr strenge Gruppe von Menschen verlangt, ich solle ihnen einen feurigen Artikel schreiben und darin klar machen, dass der Tannenbaum ganz und gar unpassend für eine christliche Feier sei; niemals hätten Tannen um einen Hirtenstall in Palästina wachsen können, die Tanne mit ihren Lichtern gehöre dem germanischen Heidentum an und sei Symbol für die winterliche Sonnwendfeier, der Tannenbaum müsse fort!

Ich seufzte über diese Ideenspalterei und schrieb den Artikel nicht. Tags darauf kam eine Aufforderung, den Tannenbaum mit seinen Lichtern als Wahrzeichen alles Hellen darzustellen, das mit Christi Geburt in die Welt gekommen sei. Das ist eine Wahrheit, aber ich fühlte mich nicht berufen, über ein Thema zu schreiben, das wert ist, der Mittelpunkt einer ernsthaften Predigt zu sein.

Und noch eine dritte Anfrage fiel mir wie ein Ziegel auf den Kopf: die Anfrage einer Elektrizitätsgesellschaft, allerdings von jenseits unserer Grenzen, ob ich nicht folgendes für sie schreiben wolle, nämlich, dass es an der Zeit wäre, mit den unpraktischen Lichtern aufzuräumen und überall elektrische Kerzen einzuführen, der kleine Umformer mache kaum Lärm, und die vielen Drähte könne man sinnig mit Lametta umwinden. Die Feuerversicherungen würden mir Dank wissen, die Hausfrauen sich glücklich preisen, keine Stearinflecken mehr beseitigen zu müssen; und wieviel Zeit man spare, wenn nur «schnipp» gemacht werden müsse, und der ganze Baum stünde im Lichterglanz. Man solle auch die Kinder bedenken. Mit welchem Vergnügen würden sie am Weihnachtsabend und alle Tage nachher ausundeinschalten! In Amerika z. B. denke kein Mensch mehr an die-